

Berggeist.

Beilage zur „Draviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 6.

Dravicza, den 10. März 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman von B. Corony.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

Sier mußte eine klebrige Flüssigkeit verschüttet sein. Sie schüttelte sich etwas mehr rechts wendend, tastete sie nach dem Treppengeländer und wollte eben den Fuß auf die erste Stufe setzen, als sie an einen schweren, unbeweglichen Gegenstand stieß. Was lag hier? — Sie beugte sich herab, griff suchend umher und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Ihre bebenden Finger hatten eine eisige Hand berührt. Der Schreck raubte ihr fast die Besinnung. Wie von Schwindel erfaßt, taumelte sie hin und her und vermochte den Ausgang nicht zu finden. Endlich gelang es ihr und nun stürzte sie, außer sich, mit todtbleichem Gesicht, zitternd vor Entsetzen auf die Straße hinaus, lief in das nächste Haus und rief um Hilfe.

„Was ist geschehen?“ — „Hat es ein Unglück gegeben?“ — „Ist Feuer ausgebrochen?“ so bestürmte man sie unausgesetzt mit Fragen.

„Ich weiß nicht, ob es sich um einen

Ward oder um einen schweren Unfall handelt,“ keuchte sie, „aber quer vor unserer Treppe liegt jemand todt oder besinnungslos. Schnell Licht herbei!“

Verschiedene Leute folgten der Entsetzten mit Lampen und Lichtern. In dem

Strom über die Steinfliesen ergossen. Das aufwärts gelehrte Gesicht des Greises zeigte die unverkennbare Leichenblässe und seine halbgeöffneten, gebrochenen Augen ließen keinen Zweifel bestehen, daß der Tod bereits eingetreten war. Unweit von ihm lag ein geleertes Geldtäschchen.

Zitternd, einer Ohnmacht nahe, lehnte sich Natalie an die Wand.

„Entsetzlich! — Wer hat das gethan?“ stöhnte sie und fügte jäh erschreckend hinzu: „Was ist aus dem Kranken oben geworden?“

Dieser Gedanke gab ihr die verlorene Energie wieder. Sie flog die Treppe empor. In den oberen Räumen schien alles in Ordnung zu sein. Auf Feld blickte ihr mit zornfunkelnden Augen entgegen, deutete mit der linken Hand auf die Arzneiflasche und lachte mühsam:

„Wer — wer — gef — sen!“

Er mußte also keine Ahnung von dem haben, was vorgefallen war. Sie eilte wieder hinab. Katharina war unterdessen aus der Kirche gekommen und

hatte sich jammern über den Todten geworfen.

Wie mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von dem traurigen Ereigniß und bald wogte es in der engen Straße von Neugierigen, die immer näher herzu



Natalie. Da öffnete sich die Thür und Robert Volkmar erschien auf der Schwelle.

nun plötzlich grell beleuchteten Hausflur des einsamen Gebäudes bot sich ein grauenhafter Anblick dar: Bernhard lag immer noch so, wie er bei seinem Kampfe mit Weidner hinstürzte. Aus einer klaffenden Kopfwunde hatte sich das Blut in breitem

brängten und die Hausthür förmlich belagerten.

Jetzt entstand eine Bewegung unter der Menge. Der Arzt und mehrere Polizeibeamte waren erschienen, und letztere forderten die Versammelten mit energischen Worten auf, sich zu entfernen. Der durchbrochene Kreis schloß sich aber sogleich wieder. Die Spannung hatte nun ihren Höhepunkt erreicht und Keiner wollte den Platz räumen, ohne genau über den Unglücksfall informiert zu sein.

Doktor Herzberg bestätigte nach kurzer Untersuchung, daß Bernhard Hubert seit fast einer Stunde verstorben sei. Infolge eines äußerst heftigen Sturzes auf den Hinterkopf mußte der Tod augenblicklich eingetreten sein. Die Annahme, daß der alte Mann einen Fehltritt gethan, war zwar nicht ausgeschlossen, aber die außerordentliche Gewalt des Falles, die einen Schädelbruch zur Folge hatte, und die Lage des Verunglückten deuteten eher darauf hin, daß er durch einen kräftigen Stoß von der Treppe herabgeschleudert worden sei. Auch die schief stehende Halsbinde und ein Riß in der grauen, ziemlich mürbe gewordenen Livree ließen vermuthen, daß ein Kampf stattgefunden habe, denn die pedantische Ordnungsliebe des Dieners war bekannt.

Einer der Polizisten hob das Geldtäschchen auf, zeigte es Frau Hubert und fragte, ob dasselbe leer gewesen sei, oder ob sie etwas über den früheren Inhalt wisse.

„Nein, es war nicht leer,“ erklärte sie, die stets wieder hervorquellenden Thränen trocknend. „Ich weiß ganz genau, daß sich mehrere Markstücke, kleinere Silbermünzen und Pfennige darinnen befanden.“

„So muß also das Geld von Jemand genommen worden sein,“ sagte der Beamte, nachdem er in dem Hausflur umhergelauscht hatte, „denn hier ist es nirgend zu finden.“

Der Todte wurde jetzt in die Wohnung getragen, und nun zeigte sich die von Urban verursachte Unordnung. Verschiedene Gegenstände lagen auf dem Boden und Wäschestücke hingen aus den offen stehenden Schränken. Gar bald entdeckte man auch, daß Uhr und Sparbüchse fehlten. Es war also offenbar Jemand in der Absicht zu rauben eingedrungen.

„In den oberen Räumllichkeiten habe ich Alles unverfehrt gefunden,“ bemerkte Natalie; „allerdings sind die Schränke dort auch sehr sorgfältig abgeschlossen und man könnte sie höchstens aufbrechen. Vielleicht befindet sich aber der Dieb noch im Hause?“

„Er scheint auf diesem Wege entkommen zu sein,“ sagte ein Polizist, auf die halb verwischten rothen Flecke deutend, die sich von dem Schlafzimmer bis zu dem geöffneten Küchenfenster zogen und auf den weißgeschuerten Dielen deutlich sichtbar waren, jedoch die Form und Größe des Fußes nicht erkennen ließen. Der Gauner war wahrscheinlich nur mit der Spitze des Fußes in das Blut getreten.

„Ja, hier ist er hinaus!“ rief Katharina. „Das Fenster war erst zugewirbelt.“

Der Kriminalbeamte beugte sich hinab. Fußspuren konnte man auf dem harten Boden im Dunkeln nicht sehen, wohl aber blinkte gerade am Abhang eine Münze, welche sich, nachdem sie heraufgeholt worden war, als ein neugeprägtes Zweipfennigstück erwies und von Frau Hubert sofort erkannt wurde. Sie hatte es einmal im ersten Augenblick für ein Zehnmarkstück gehalten. Es stand also nur außer Zweifel, daß der Dieb aus dem Fenster gesprungen war und sich den Bach entlang geflüchtet hatte. Noch einmal wurde indeß das Haus vom Keller bis zum Giebel sorgfältig durchsucht, ohne daß sich jedoch etwas Verdächtiges gefunden hätte.

Dem Wunsche des Arztes entsprechend, mußte Herr Alfeld der plötzliche Tod seines Dieners und der verübte Raub verschwiegen werden.

Am nächsten Tage las man alle Einzelheiten der unglücklichen Begebenheit in den Zeitungen. Auch die geraubten Gegenstände: eine silberne Taschenuhr mit den auf der Rückseite eingravierten Buchstaben F. H. (sie rührte noch von Bernhards Vater her) und eine viereckige Sparbüchse von lackiertem Blech, einhundertundachtzig Mark enthaltend, waren genau beschrieben. Nach Frau Huberts Angabe bestand die erwähnte Summe aus fünf Zwanzigmarkscheinen, vier Zehnmarkstücken, zehn Thalern und zehn einzelnen Markstücken.

Die ganze Stadt befand sich in Aufregung, der alte Mann war eine gar wohlbekannte Persönlichkeit gewesen, und überdies konnte man nicht begreifen, daß der Dieb sich mit so geringer Beute begnügt hatte. Allgemein hegte man die Ansicht, in dem Hause des reichen Geizhalses müßten große Summen zu finden sein. Hier und da wurde die Meinung laut, der Räuber habe jedenfalls trefflich Bescheid gewußt, sich mittelst Nachschlüsselns einen reichen Geldbetrag angeeignet und sei dann vom alten Bernhard überrascht worden.

Urban war geneigt, sich der allgemeinen Meinung anzuschließen. Auf Bernhards Habe hatte es Weidner jedenfalls nicht angelegt gehabt. Hatte er doch auch von einem glänzenden Geschäft gesprochen, das ihn zum reichen Mann machen würde, also hatte er sich zweifellos seinen Vortheil gesichert. Jetzt hieß es die Entdeckung ausbeuten. Die betreffenden Blätter zu sich steckend, fuhr Urban ohne zu zögern nach G., um seinen Freund aufzusuchen, und sich einen entsprechenden Antheil an dem Gewinne zu sichern.

Inzwischen wurde das sonst so gemiebene Gebäude in der B.straße noch immer von Neugierigen umlagert, die Näheres zu erfahren hofften und sich lebhaft unterhielten; drinnen aber herrschte tiefe, unheimliche, nur zuweilen von den Klagen und Gebeten Katharinas unterbrochene Stille. Für Natalie begann jetzt wirklich eine schwere Zeit. Sie mußte ihre Sorge zwischen Alfeld und der unglücklichen

Wittwe theilen, und da sie mit Bernhard auch die letzte schwache Stütze verloren hatte, eine kaum zu ertragende Bürde von Mühe und Arbeit auf ihre jugendlichen Schultern nehmen. Aber sie that es ohne darüber zu murren, weniger aus Geduld und Ergebenheit, als weil sie die Gegenwart überhaupt für nichts rechnete, sondern sich nur in ihren stolzen, seligen Zukunfts träumen wiegte. Schien ihr die Last wirklich mitunter zu drückend, so genügte ein Blick auf die Testamentsabschrift von deren Vorhandensein sie sich jetzt, so oft sie wollte, ungehindert überzeugen konnte, ihre sinkenden Kräfte und ihren Muth wieder zu beleben. Man war so daran gewöhnt, sie auch das Schwierigste vollbringen zu sehen, daß sich eigentlich Niemand über ihre Ausdauer und Opferwilligkeit wunderte, wurde darüber gesprochen, so hieß es nur: „Ja, die bringt Alles fertig. Der wird nichts schwer. Muß doch ihre eigenen Gründe haben“ — und dann wandte sich das Interesse wieder anderen Dingen zu.

Auch in der Familie des Kanzleiraths Olpen äußerte man sich stets in dieser Weise, ohne damit die Verdienste des Mädchens verringern zu wollen, doch Rudolf Bernau fühlte sich so verletzt, als hätte man ihm selbst die gebührende Anerkennung versagt. Er machte irgend eine scharfe Bemerkung, wurde verstimmt und man trennte sich früher als gewöhnlich.

Dem sonst so harmlosen und gutmüthigen Kanzleirath war es schon seit Wochen aufgefallen, daß sein zukünftiger Schwiegersohn Natalie Volkmar wärmer verehrte, als im Hinblick auf dessen Braut wünschenswerth war. An dem auf den Unglücksabend folgenden Tage kam es zu einer etwas scharfen Aussprache zwischen Olpen und dem Assessor. Nach dem Weggange desselben stellte der alte Herr seine lange Pfeife unwillig in die Ecke, rückte das schwarze Sammetkäppchen, das sein nicht gerade mit üppigem Haarmuchsesegnetes Haupt bedeckte, ärgerlich hin und her und sagte endlich in sehr entzweitenem Tone:

„Die Sache fängt an, mir von Tag zu Tag weniger zu gefallen. Ich habe es zwar nie für nöthig gehalten, daß man sich in überschwänglichen Liebesäußerungen ergeht, oder immer Hand in Hand sitzt, und thut, als ob sonst Niemand mehr auf der Welt wäre, aber gar zu nüchtern darf ein Brautstand, meiner Ansicht nach, auch nicht verlaufen! — Was wäre wohl geschähen, wenn ich Dir unaufhörlich von einer Anderen vorgeschwärmt hätte?“ wandte er sich an seine Frau.

„Das würde ich mir natürlich gründlich verbeten haben!“ erwiderte die Näthin, ihre Haubenbänder fester bindend. „Es ist nicht meine Art, Unfrieden anstiften zu wollen, aber ich muß gestehen, daß ich ebenfalls Annas Langmuth etwas schwer begreiflich finde.“

Das rosige Gesicht des jungen Mädchens war um eine Schattierung blässer geworden, zeigte aber wieder jenen Ausdruck von Entschlossenheit, der ahnen ließ,

daß sie mehr Willensstärke besaß, als man ihr bisher zugetraut hatte.

„In Angelegenheiten, die das eigene Lebensglück betreffen, muß jeder selbst entscheiden,“ wendete sie ein. „Bis mir nicht unwiderlegliche Beweise des Gegentheils geliefert werden, will ich glauben, daß Rudolf mich liebt und ihm mein volles Vertrauen bewahren.“

„Was nennst Du denn unwiderlegliche Beweise?“ entgegnete Alpen ärgerlich. „Er bekümmert sich kaum um Dich und ist immer zerstreut und unaufmerksam. Genügen Dir gezwungene, oberflächliche Höflichkeiten, bist Du mit einem kühlen Gruß, einigen Worten, die aller inneren Wärme entbehren, zufrieden, so kann ich nicht leugnen, daß ich etwas mehr zur Empfindlichkeit neige als Du. Meine Kinder sind mein Stolz, und wer sie rücksichtslos behandelt oder ihren Werth nicht zu schätzen weiß, den sehe ich lieber gehen als kommen. Es thut mir leid, wenn Dich das verdrießt.“

Er erhob sich und verließ das Zimmer. Solche Szenen störten den Frieden der Familie und waren unendlich peinlich für Anna. Jede Aeußerung des Vaters gab ihr einen heftigen Stich ins Herz, um so mehr, als sie sich selbst eingestehen mußte, daß er Recht hatte. Sie fühlte sich tief unglücklich und zögerte doch, das letzte schwache Band zu zerreißen, das sie noch an Bernau fesselte. Konnte sie sich auch längst nicht mehr der holden Täuschung hingeben, noch mit der früheren Innigkeit geliebt zu sein, so hatte sie doch bisher die Kälte und Zerstretheit ihres Verlobten hauptsächlich seinen ehrgeizigen Bestrebungen und den hochfliegenden Plänen, die er hegte, zugeschrieben; jetzt aber erwachte eine nie gekannte Empfindung in ihrem Innern; brennende Thränen flossen über ihre Wangen und schwere Seufzer ent-rangen sich aus der jungen Brust. Oft in banger, schlummerlosen Nächten hatte sie sich gefragt: „Was ist trennend zwischen uns getreten?“ Nun nahm dieses schemenhafte „Etwas“, das sie nicht zu nennen wußte, plötzlich die Gestalt eines reizenden bestrickenden Mädchens an, mit dunklen leidenschaftlichen Augen und sinnlich schönem Mund, dessen purpurrothe Lippen bethörende Worte zu flüstern schienen. Eine entzückende Zauberin hatte sie aus dem Herzen des Geliebten verdrängt und ihn mit goldenem, unzerreißbarem Neze umspinnen.

Wachte Anna den Eltern und der Schwester gegenüber immerhin leugnen, was sie sich selbst mit schmerzfüllter Seele eingestand — als sie allein war, brach die ganze Gewalt ihres Jammers los. Sie sank auf Sopha, schluchzte laut, erhob sich dann schwankend und schritt, von quälenden Gedanken fast zur Verzweiflung getrieben, durch das Zimmer. Großer Gott, was sollte nun werden? Gab es denn kein Mittel auf der Welt, die unheilvolle Macht des schönen Dämons, der ihr das Theuerste nehmen wollte, zu vernichten? Sollte sie entsagen, oder nur auf ihr Recht gestützt ungeliebt — ja, vielleicht gehaßt an der Seite des angebeteten Mannes durch

das Leben gehen? — Sie warf sich auf die Kniee und flehte mit krampfhaft ge-rungenen Händen um Ergebung, um die Kraft, ihre innigsten Wünsche zu opfern, aber dieses Gebet fand keine Erhörung. Immer verzehrender loberte die Flamme der Eifersucht in ihrem Herzen empor, immer deutlicher kam ihr die Erkenntniß, daß sie nun und nimmermehr lassen könne, was das Glück, die Wonne ihres Daseins war. — Wie traurig, hoffnungslos und düster stand die Zukunft der frohen, lichtvollen Vergangenheit gegenüber! Das waren Wirrnisse, für die es keine friedliche Lösung gab. Was sie auch thut, wozu sie sich auch entschließen mochte — elend war und blieb sie fürs ganze Leben, wenn es ihr nicht gelang, den Geliebten wieder zurück zu gewinnen.

Während die junge Braut über den Trümmern ihres Glückes weinte und klagte, stand Bernau vor dem Alfeld'schen Hause und dachte, welch' strahlende Fülle von Wonne dieses finstere Gebäude umschließen könnte, wenn er das Recht hätte, Natalie seine Liebe zu gestehen. Er vergegenwärtigte sich, von Schauern des Entzückens durch-bebt, das königliche Geschöpf, wie es sich zu ihm neigte, lächelnd, flüsternd, voll süßer Hingebung. Er meinte den brennenden Hauch ihres Mundes, den zärtlichen Druck ihrer kleinen blaugeäderten Hand zu fühlen und das Knistern und Rauschen ihrer Gewänder zu vernehmen. Das waren gefährliche, berückend und sinnverwirrend wirkende Träume, und die Sehnsucht, sie verwirklicht zu sehen, erfaßte ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt. Vergebens rief er sich die Thorheit seines Beginmens ins Gedächtniß, es war ihm unmöglich, jetzt den kühlen Forderungen der Vernunft zu gehorchen. Ehe er selbst wußte, was er that, hatte er geklingelt. Katharina öffnete. In den wenigen Tagen war sie vollständig zur hilflosen Greisin geworden, denn nur langsam und gebückt schlich sie herum, mit müden, rothgeweinten Augen.

Er richtete einige theilnehmende Worte an sie. Die Thüre der kleinen Wohnung, in welcher die alten Leute fast dreißig Jahre friedlich gelebt hatten, stand offen. In der Vorderstube lag Bernhard aufgebahrt. Das Leichenbegängniß sollte am nächsten Tage stattfinden. Kerzen brannten am Fußende des Sarges und der Schatten derselben fiel, mit unheimlicher Deutlichkeit die Form wiedergebend, quer über die Fliesen des Hausflures. Bernau, obschon Skeptiker, konnte sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren. Es sah aus, als wolle der Tod selbst sein Weiterschreiten hindern; aber hätte sich ihm die Hölle in den Weg geworfen, er würde doch vorwärts gedrungen sein. Das Verlangen, in die wunderbaren Augen, in diese schimmernden, glückverheißenden Sterne zu blicken, war zu groß.

Er fand die treue Pflegerin in Alfeld's Zimmer. Bei seinem Eintritt erhob sie sich, stützte die leicht bebende Hand auf die Stuhl-lehne und sah ihm mit unbeschreiblichem Ausdruck entgegen. Bernau blieb an der Thür stehen. Kein Wort der Begrüßung

kam über seine Lippen, aber sein Blick tauchte tief in den ihren, und da war es, als strömte Seele in Seele, als legte sich ein unlösbares Band um die beiden heißen Herzen, als gäbe es nach solchem Finden kein Scheiden mehr.

Aus dieser wonnigen Trunkenheit wurden beide durch das heisere Lallen des Wucherers gerissen, der mit der linken Hand dem Assessor näher zu kommen winkte. Wie aus einem tiefen, seligen Traume erwachend, folgte dieser der Aufforderung, vermochte aber die mit schwerer Zunge gestammelten, nur aus zerhackten Silben bestehenden Worte nicht zu deuten. Da begann Alfeld wieder in seinem Notizbuch zu kriecheln und nach zehn Minuten konnte man aus all den schiefen, zitternden Strichen mühsam den Namen „Weidner“ herausbuchstabiren. Ein zweites, weiter unten stehendes Wort war nicht zu entziffern.

„Weidner — wer ist das?“ fragte Bernau, sich an Natalie wendend.

„Ein Mann, der vor längerer Zeit um ein Darlehen bat und von dem der Herr nochmals belästigt zu werden fürchtet“, erklärte sie ohne Zögern.

Der Wucherer warf ihr einen bösen Blick zu und fuhr fort unverständliche Laute aus-zustoßen.

„Was soll's mit diesem Weidner, Onkel?“ fragte der Assessor, sich zu ihm herabneigend. Du brauchst Dich keineswegs nicht zu beunruhigen. Hast Du mir aber darüber etwas Besonderes mitzutheilen, so besinne Dich nur. Wir werden uns schon verstehen.“

Allein der schwache, mürbe Gedanken-faden des alten Mannes war bereits wieder zerrissen. Alfeld bewegte die Lippen nur mehr mechanisch, dann schloß er die Augen und seufzte von Zeit zu Zeit schwer auf, als ob er in Folge der geistigen Anstrengung seine Leiden jetzt mit verdoppelter Stärke fühlte.

„Es war nichts weiter, als einer seiner seltenen Gedächtnißblitze“, sagte Natalie mit leiser Stimme. „Jetzt wird er einschlummern und wir wollen ihn nicht stören. Er ist der Ruhe bedürftig.“

Leichten, schwebenden Schrittes verließ sie das Gemach, blieb in der mit rothen Tapeten bezogenen Stube stehen, durch welche man auf den Korridor gelangte und wandte sich zu Rudolf. Sie wußte, daß er um ihretwillen gekommen war. Ein seltsames Lächeln spielte um den stolzen Mund, die Wangen glühte, ungestüm wogte die Brust, der reizende Körper zitterte. Die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches war nahe.

Entzückt, hingerissen, seiner Sinne nicht mächtig, faßte Bernau ihre weißen Hände und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küffen. Da öffnete sich die Thür und Robert Volk-mar erschien auf der Schwelle. Einen Moment starrte er schweigend und finstern Blickes auf die Beiden, dann trat er näher und sagte in strengem Tone:

„Herr Assessor, Natalie ist ein armes, schufloses Mädchen und Sie sind, so viel ich weiß, verlobt. Sowohl Ihre, als unsere Ehre gebietet, daß Sie meiner Schwester künftig fern bleiben.“

Bernau wollte zornig aufbrausen, aber wie ein Schleier zerriß es vor seinen Augen. Er war gebunden und durfte nicht hoffen, die Fessel abstreifen zu können. Der Bruder des geliebten Mädchens hatte ein Recht so zu sprechen. Er durfte sich ihr nicht nähern, so lange Anna Dpen sich seine Braut nannte. Wie ein Wahnsinniger stürzte er fort, nichts Anderes fühlend, nichts Anderes begreifend, als daß ihm Nataliens Besitz selbst mit Ehre und Seligkeit nicht zu theuer erkauft schien.

XV.

Weidner war in einem Zustande höchster Aufregung in S. eingetroffen, hatte seiner Frau den unglücklichen Ausgang des Unternehmens mitgetheilt und die erbitterten Vorwürfe, welche sie ihm seiner feigen Flucht wegen machte, halb murrend, halb demüthig hingenommen. Es verdroß ihn selbst, den günstigen Augenblick nicht ausgenutzt zu haben. Fünf Minuten wären ja genügend gewesen, um sich des wichtigen Dokuments zu bemächtigen. — Als aber am nächsten Tage die Zeitungen den Tod Bernhards und den verübten Diebstahl meldeben, hinzufügend, daß die Polizei einen Preis auf die Ergreifung des Thäters gesetzt habe, fühlte sich das Ehepaar fast vernichtet vor Schreck.

„Was fiel Dir ein, eine elende silberne Uhr und eine Sparbüchse, die so gut wie nichts enthält, mitzunehmen, während Du Dich um den Brief, der uns zu reichen Leuten machen konnte, nicht bekümmertest?“ rief Klara mit zorniger Stimme, nachdem sie sich etwas gefaßt hatte.

„So wahr mir Gott helfe, ich habe diese Gegenstände weder gesehen noch berührt!“ behauptete Weidner. „Es war auch nicht meine Absicht, dem Alten ein Leid zu thun. Ich dachte, er wäre nur betäubt, und als ich ihn stürzen sah, eilte ich fort. Ein anderer muß sich später ins Haus geschlichen haben.“

„Bist Du sicher, daß Dich Niemand beobachtete?“

„Die Straße schien leer, aber beschwören kann ich's nicht!“ log Weidner.

„Nun, hoffentlich ist keine Entdeckung zu fürchten und wir brauchen unsern Plan nicht als gescheitert zu betrachten. Künftig werde ich mich jedoch mit der Ausführung befassen.“

In diesem Augenblick wurde ziemlich herb an die Thüre geklopft. Beide zuckten erschreckt zusammen, sahen sich ängstlich an und wagten nicht „Herein!“ zu rufen. Der Außenstehende wartete diese Einladung aber auch gar nicht ab, sondern trat unaufgefordert ein. Es war Franz Urban. Seine hohe, breitschulterige Gestalt nahm sich in dem kleinen, niederen Zimmer fast riesenhaft aus. Ein unangenehmes Lächeln um die wulstigen Lippen, kam er näher und sagte, mit den listig blinzelnden Augen neugierig umherblickend:

„Guten Abend, meine Herrschaften! Paul, willst Du Deiner Frau nicht zu wissen thun, daß wir alte Freunde sind? Sie sieht mich gerade so an, als ob sie mich für einen gefährlichen Menschen hielte,

während ich doch, wenn man's nicht mit mir verdirbt, ein ganz guter Kamerad bin.“

Klara, welche ihre Sorge, einen Polizeibeamten vor sich zu haben, schwinden sah, begrüßte nun den Fremden mit einem kokett n Lächeln das ihrem welken, verblühten Gesicht schlecht stand.

„Was führt Dich denn hierher?“ fragte Weidner erstaunt und ärgerlich.

„Vor allen Dingen der Wunsch, zu erfahren, wie Du mit Deinem Geschäft zufrieden bist, da Du Dich an dem Abend französisch gebrüht hast.“

„Sehr freundlich von Dir! Doch da ist wenig zu erzählen. Mit dem Geschäft war's nichts. Ich fuhr also wieder nach S. zurück weil ich nicht wußte, warum ich länger bleiben sollte.“

„Ich glaube sogar, Du hättest die besten Gründe von der Welt Dich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen“, bemerkte Franz spöttisch lächelnd.

„Was soll das heißen?“ fragte Klara, deren Händen die Arbeit entsank, sehr laut.

„Daß ich ein hübsches Stück Geld verdienen könnte, wenn ich sagen wollte, wer dem alten Bernhard zum ewigen Leben verholfen hat.“

Leichenbläß sprang Weidner empor. Er meinte den Boden unter seinen Füßen wanken zu fühlen.

„Du hast wohl ein Glas zuviel getrunken!“ rief er mit einem mißglückten Versuch zu lachen. „Solche Späße mag ich nicht leiden! Sie sind albern — abgeschmackt — und können zu Mißverständnissen führen, wenn sie Jemand hört.“

„Es fällt mir gar nicht ein, zu scherzen“, erwiderte Urban kaltblütig. „Mir ist es vollkommener Ernst, sowohl mit dem, was ich gesagt habe, als auch mit dem, was ich noch sagen will.“

„Aber wie kommst Du denn dazu, eine so einfältige Behauptung zu machen? Das ist ja vollständig aus der Luft gegriffen!“ wandte Weidner ein, der vor Erregung kaum sprechen konnte und sich vergebens bemühte, eine unbefangene Miene anzunehmen. „Ich habe die ganze Geschichte erst aus den Zeitungen erfahren.“

„Ja; vor einer Stunde wußten wir noch nichts davon“, beeilte sich Klara zu versichern. „Wir waren selbst wie aus den Wolken gefallen, als wir das lasen. Der arme, alte Mann! Wer kann nur —“

„Gebt doch das nutzlose Zeugnen auf! Wir sind alle drei keine Kinder mehr und können ein vernünftiges Wort miteinander reden“, unterbrach Franz sie ungeduldig. „Ich schwärze nicht ins Blaue hinein und sage nicht dieses und jenes, um auf den Strauch zu klopfen. Was ich vorbringe, dafür kann ich auch einstehen. Ich habe meine eigenen Augen als Zeugen. Ich denke aber gar nicht daran, gute Freunde zu verrathen und ins Unglück zu stürzen, vorausgesetzt, daß sie sich so gegen mich betragen, wie sich's gehört.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Dorfprinzessin.

Roman von B. Zs. Capri.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Als verbreitete sich im Dorfe die Nachricht von der stattgehabenen Verlobung, und nun sprach man fast von nichts anderm als von der bevorstehenden Hochzeit; dieselbe würde sehr großartig werden, denn bei dem Geldstolz des Hofsbauern und der Eitelkeit seines Töchterleins mußte etwas noch nie dagewesen's geboten werden. Alles freute sich auf die Lust, die es geben sollte, Frauen, Burschen und Dirnen, wenn auch die Freude der letzteren nicht ganz frei von Neid war; denn der schmucke Bräutigam hatte mehr als einer von ihnen das Herz schlagen gemacht. Immerhin mußte man gestehen, daß es kaum ein schöneres Paar geben konnte als diese beiden.

In des Hofsbauern Haus ging ein Schlachten, Kochen und Backen an, daß die guten Leute, zumal jene, die einen Blick in die Vorrathskammer gethan, nicht genug Wunder davon erzählen konnten.

Marie hatte ihre liebe Noth, um alles herzurichten; es war aber eine wahre Lust, das Mädchen hantiren zu sehen. Alles ging unter ihrem Kommando und mit ihrer Hilfe so still und geräuschlos vorwärts, ohne irgend welche Störung im sonstigen Gange des Haushalts hervorzubringen. Bei alledem waren ihre Wangen merkwürdiger blaß, so daß es den Hausvornehmen, der Christl und sogar dem überglücklichen Anton auffiel.

Mariechen lächelte zu diesen Bemerkungen; sie schob die bleichen Wangen auf die besonders anstrengende Arbeit und die rothen Augen auf die senkend Blut des Herdfeuers. In verschwiegener Einsamkeit aber war sie bereits zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht und das Rätsel ihrer Schwermuth hatte sich ihr gelöst. Sie wußte jetzt, daß ihre Augen in Thränen schwammen und das Herz ihr vor Wehmuth fast brechen wollte, weil derjenige, dessen theilnahmepoller Blick, dessen liebes, freundliches Wort ihr junges Herz zuerst zum Leben erweckt hatte, ihr nun verloren war — auf immer einer andern angehören sollte.

Sie hatte Anton damals kaum verstanden, als er so gern mit ihr sprach und sie allen andern Mädchen vorzuziehen schien. Die Sprache, in der er zu ihr geredet, war ihr stets nur als die Kundgebung einer Theilnahme erschienen. Freilich hatten diese Worte schon damals ihr Herz in süßer Freude pochen lassen; in süßen Träumen hatte sie sich zuweilen beglückt an Anton's Seite gesehen, von seinen Augen bewacht, selig durch das wohlthuende Gefühl seiner Nähe. Seit sie aber seine Lippen Christl gegenüber Worte der Liebe hatte flüstern hören, seit er um ihre schöne Waise geworden und sie wußte, welcher Blut der Liebe, welcher Hingebung seine Seele fähig sei, war es ihr klar geworden, daß es für sie auf Erden nur ein begrenztes Los hätte geben können: Anton's Weib zu werden. Doch, bescheiden

und ergeben, wie sie war, vergrub sie ihr Hoffen und Wünschen recht tief in ihr Inneres, damit es niemals an's Tageslicht kommen sollte.

Das in den ländlichen Kreisen dieser Gegend übliche Vorspiel der Hochzeit nahm seinen Anfang. Der prächtig ausgestattete Hochzeits-Bitter machte, von mehreren Nebenboten begleitet, den Verwandten und Freunden des Bräutigams und der Braut seinen Besuch.

Der Hochzeits-Bitter, ein Mann in den Dreißigern, von mehr als schlankem Körperbau und klugem Gesichtsausdruck hielt einen mächtigen, mit lang herabflatternden Seidenbändern geschmückten Blumenstrauß, an welchen noch überdies ein buntes Seidentüchlein befestigt war, in der Hand. Nach der gewöhnlichen linkschen Verbeugung, sich seiner vollen Wichtigkeit bewußt, lud er zur Hochzeit auf zwei volle Tage Bewirthung und auf ein Frühstück am dritten Tage ein, und zwar mit folgenden Worten: „Ich bin ein ausgesandter Bote von wegen Braut und Bräutigam, nämlich des ehr- und arbeitsamen Junggesellen Anton Wildner, der sich ehrlich verlobt und versprochen hat mit der untadelhaften Jungfer Christiane Korn. Und weil wir nun ein solches Freuden und Hochzeitsfest werden erhalten, so hab' ich Befehl von Braut und Bräutigam, die ehrsamten Mitnachbarn auf dieses Fest einzuladen, um nach eingekommenem Frühstück ihren Kirchgang schmücken und zieren zu helfen. Und was uns der liebe Gott in Küche und Keller bescheert hat, das haben wir in zwei Tagen und einem Frühstück zu verzehren. Also bitt' ich Euch, Ihr wollet meine vorgebrachten Worte nicht verachten, sondern mich für einen guten Boten gelten lassen.“

Dafür erhielt der Hochzeits-Bitter ein reichliches Geschenk von Butter, Eier, Speck, Kuchen zc., welche vortrefflichen Dinge seine Begleiter, da die Masse der Geschenke während ihres Umzugs bei jedem Hause einen Zuwachs erhielt, große Mühe hatten, fortzuschleppen. Fast überall fiel auch ein Geldstück als besondere Gabe für den hochwillkommenen Boten ab; man rechnete darauf, der Empfänger würde im Wirthshaus vor den versammelten Freunden und Nachbarn die Großmuth der freigebigsten Spender nach Gebühr loben.

Jetzt ging es auch in den eingeladenen Familien recht lebhaft zu; alles bereitete sich zu dem bevorstehenden Fest vor, und niemand wollte vor dem andern zurückstehen.

Der Hochzeitmorgen war angekommen. In einem im oberen Stockwerk gelegenen Raum im Hause des Hofbauers lag rings auf Stühlen und auf dem hohen Himmelbett der reiche Brautstaat ausgebreitet, vom buntschneidigen Rock und rothen, gold- und perlengestickten Nieder an, aus dem das schneeige Leibchen vom feinsten Battist, in Falten gelegt, hervorquoll, bis zum goldenen Krönlein mit dem lieblichen Myrtenkranze.

Die Gruppe der im Zimmer anwesenden Menschen sah jedoch garnicht so froh und festlich bewegt aus, wie es an einem

Hochzeitmorgen im Hause der Braut gewöhnlich der Fall ist.

Christl saß in ihrem Alltagskleid mit trotziger Miene und hochgerötheten Wangen im alterthümlichen Lehnstuhl, während Marie schon im vollen Staat der Brautjungfer ihr zur Seite stand; große Thränen rollten ihr über das bleiche Gesicht.

Der Hofbauer, dessen Blick so ernst wie noch nie an seiner Christl haftete, vervollständigte die Gruppe. „Das ist einmal nicht mehr möglich, und Du weißt's!“ sagte er.

„Ich sag' Euch's aber noch einmal und zum letzten Mal' es wird nichts daraus!“ rief Christl, von ihrem Sitz aufspringend. „Eigentlich hab' ich's Euch und dem Anton oft genug gesagt, wenn Ihr's gar so eilig haben wolltet. Es ist noch nicht aller Tage Abend, hab' ich gesagt — 's kann noch manches dazwischen kommen, — erinnert Euch nur, Vater! Jetzt hab' ich mir's noch einmal überlegt, und — 's wird einmal nichts daraus!“

Marie schlug bei dieser Erklärung die Hände in stummem Jammer zusammen.

„Aber noch gestern —“ wollte der Hofbauer einwenden.

„Gestern hab' ich noch gewollt, heute will ich nicht mehr! Was ist da so außerordentliches d'ran?“ fragte Christl scharf.

„Aber Kind!“ versuchte der Hofbauer seine aufgeregte Tochter zu beschwichtigen, „das ist ja alles jetzt viel zu spät! Sei doch gut und nimm Vernunft an! Ihr seht, wie sich's bei rechtschaffenen Brautleuten geizt, vom Herrn Pfarrer in der Kirche dreimal aufgebeten worden. Da niemand hat eine Einspruch' gethan. Der Kirchgang ist auf heute angesagt, die Mitgift mit dem Verwalter ausgemacht; der Anton kriegt was rechtliches mit. Alles ist in der schönsten Ordnung.“

„Was kümmert mich denn Geld und Gut?“ unterbrach ihn Christl in gereiztem Ton; „glaubt der Herr Vater vielleicht gar, daß ich wegen der paar Thaler dem Anton mein Jawort gegeben habe?“

„Weshalb Du's immer gethan hast, geschehen ist's doch einmal und läßt sich nicht mehr ändern,“ sagte der Hofbauer.

„Wirf nur einen Blick auf die Straße hinaus und schau' Dir die Menge an, die dort steht! Die warten alle auf den Hochzeitswagen; jeden Augenblick können die Freunde und Verwandten kommen!“

„Sie sollen kommen!“ entgegnete Christl trotzig; „ich geh' nicht mit ihnen!“

„Aber ich bitt' Dich um Christi willen, sei doch g'scheidt, Christl!“ jammerte Marie; „bedenk' doch das Ausseh'n — die Schand' —“

Der Hofbauer schwieg, allein seine in Falten gezogene Stirn, seine zusammengekniffenen Lippen sprachen deutlich den Unmuth aus, der ihn erfüllte. Das war seit Menschengedenken in Lindenbach nicht vorgekommen; das sprach allen durch die Zeit geheiligten Gebräuchen, aller Sitte Hohn. In diesem Moment erkannte der stolze, hoffärtige Mann, wie schlecht er sein Kind erzogen, welchem Selbstbeherrschung, Treue und Rücksicht für andere unbekannt

Tugenden waren, und das kein Gesetz anerkannte, als den eigenen Willen.

Marie war weinend bei Seite getreten. Nun aber näherte sich ihre Base mit tief bekümmertem Miene. Noch einmal versuchte sie es, sie zur Umkehr zu bewegen, obwohl sie sich gar sehr des geringen Einflusses bewußt war, den sie auf dieselbe übte. Aber es handelte sich ja um so großes, um Anton's Glück.

„Christl!“ mahnte sie, „hast Du auch bedacht, was Anton zu all' dem sagen wird, der gute Anton, der Dich so herzlich lieb hat, der so übersellig war, als Du ihm Dein Jawort gegeben hast? Denk' nur, denk', wie zu Haus bei ihm jetzt alles festlich hergerichtet ist, — wie er Dich voll Sehnsucht erwartet — und dann denk' an seine Verzweiflung, wenn Du ihm diese Schmach anthust!“

Christl warf einen höhnißchen Blick auf ihre Base. „Schau nur,“ sagte sie, „wie warm Du Dich seiner annimmst! Natürlich, 's ist ja Dein ehemaliger Liebster — und der hat's schon um Dich verdient mit seinem Treubruch!“

Marie war bei diesen Worten, die sie gerade in's Herz trafen, in schmerzlicher Erregung zusammengezuckt.

„Christl,“ antwortete sie mit bebenden Lippen, „Du weißt so gut wie ich, daß Du die Unwahrheit sprichst — daß der Anton und ich niemals —“

„Kann man's denn wissen?“ unterbrach sie Christl achselzuckend; „das ganze Dorf hat damals davon gesprochen; Eure Liebchaft war für alle eine ausgemachte Sache!“

„Unsere Liebchaft?! Das ist nicht wahr!“ rief Marie mit hochgerötheten Wangen und ihre Augen bligten vor Entrüstung. „Du lügst! Aber — diese Lüge paßt Dir heut grad' in Deinem Kram. Du weißt, daß der Anton nie von Lieb' zu mir gesprochen hat, daß er mir wie eine Schwester zugethan war, gerade so, wie er's heut zu Tag' noch ist.“

„Und Du ihm natürlich wie einem Bruder!“ entgegnete Christl böshaft lachend.

„Das bin ich!“ erwiderte Marie stolz mit erhobenem Kopfe; „wäre er mein Bruder, ich wäre stolz auf ihn, und hätte er mich unbedeutendes Ding jemals gewürdigt, mich seine Verlobte zu nennen. Ich hätte freilich nicht so schlecht gehandelt, wie Du!“

Christl sprang wüthend auf die Base zu und sah ihr, bebend vor Zorn, in die Augen.

„Geht's Dich was an?“ schrie sie; „hab' ich Dir Rechenschaft abzulegen, warum ich ihn jetzt nit mag? Kein Mensch braucht mich d'rum zu fragen und ich brauch' keinem Menschen zu antworten! Wenn Du's aber durchaus haben willst, ich kann Dir's ja just auch sagen, daß es gerade darum geschieht, weil der Anton so blind und dumm war, und sich an Dich gemacht hat, obwohl ich daneben gestanden hatte und er es doch hätte sehen können, was für ein Unterschied zwischen Dir und mir ist. Ich hab' ihm zeigen wollen, dem

Musje Anton, daß, sobald mir der Kopf und die Laune danach steht, er mich doch lieben muß, wie alle andern es gethan haben! Viel Müß' hat's nicht gebraucht, das muß ich sagen. Das Herz von Deinem Liebsten, meine liebe Marie, das biegt sich und schwingt sich ja so schön nach dem Wind, wie die Zweige an einem Weidenbaum. Und schau', weil er Dich früher lieb gehabt hat und dann erst mich, darum geb' ich's ihm jetzt heim! Ich verlang' keine Treu' von ihm; wegen meiner kann er mit seiner Person ein Präsent machen, wem er will!"

Sprachlos staunte Marie ihre Base an. Daß eine solche Handlungsweise möglich sei, das hätte sie sich in ihrem ehrlichen Herzen niemals träumen lassen.

Der Hofbauer aber faßte sich mit beiden Händen an den Kopf; er fragte sich, ob er denn auch wirklich wache, ob das alles nicht ein toller Traum sei, in welchem er sein Kind also sprechen höre.

"Aber — warum hast Du's denn gar so weit kommen lassen?" stammelte endlich Marie. "Du hättest ihn ja abweisen können, als er Dich zur Ehe begehrte."

Christl lachte höhnißch auf. "Nein, das wäre für ihn allzu gelind gewesen; denn er hat mich leiden gemacht, und das hat kein anderer gethan. Es ist mir grade," setzte sie hinzu, indem sie wie träumend vor sich hinschaute, "als hätte ich ihn einmal lieb gehabt, den Anton, und das war zu der Zeit, als er nur Augen für Dich gehabt hat, Marie. Das ist aber jetzt vorbei, ich hab's ja geseh'n, daß er gerade so ist, wie die andern — nicht um ein bißchen mehr werth. Kaum war sein Herz mein, so war er auch mein Sklave — mein Knecht, und ich hätte mit ihm machen können, was mir beliebt. Dabei ist er auch noch eingeildet und thut so proßig und sicher, als könnt's ihm jetzt gar nimmer fehlen, daß er mich zum Weib bekommt. O nein, jetzt soll er's fühlen, daß die Hofbauer Christl ihren Stolz hat, sein Geld nicht braucht, die Freier an den Fingern abzählen kann und sich um alle mit einander nicht kümmert, am wenigsten aber um einen solchen, der erst eine Weil' mit einer andern geliebt hat und später vielleicht auch kein gar zu treuer Ehemann wäre!"

In diesem Augenblick hörte man schon ziemlich nahe Wagengerassel, jauchzende Zurne von Blas-Instrumenten und all' jenen Lärm, durch welchen sich gewöhnlich schon von weitem die Hochzeitswagen auf dem Lande anzukündigen pflegen.

Dem Hofbauern standen die Haare zu Berge. Gewaltsam raffte er sich aus dem erstarrten Zustand auf, in welchem er bisher wie ein Träumender dagestanden hatte. Er näherte sich seiner Tochter, legte ihr die Hand wüthig auf die Schulter und sagte ernst und eindringlich: "Christl! Ich will hoffen, das alles ist nur ein schlechter Spaß gewesen, so eine von Deinen gewöhnlichen Launen. Dazu ist aber jetzt nicht Zeit; die Stund' ist da, der Hochzeitswagen vor der Thür, und die Sach' ist, wie Du weißt, nicht mehr aufzuschieben.

Darum mach' ein End' jetzt und laß Dir Deinen Brautstaat anlegen. War ich bis jetzt auch ein schwacher Vater, heut' ist das eine andre Sach'. Heut' kann ich's nicht dulden, daß Du aus purem Eigensinn das ganze Dorf bei der Nase herumführst. Wär' eine saubere Geschichte das! Die Hochzeit geht vor sich, — ich befehl's!"

Der Hofbauer wandte sich zur Seite, da er den Muth nicht in sich fühlte, sein Kind, zu dem er noch nie in harten Worten gesprochen, dabei anzusehen.

"Der Vater befehlt?" erwiderte Christl in schnippischem Ton; "da hätte der Herr Vater halt früher damit anfangen sollen; mir befehlen zu lassen, daran war ich mein Lebtag nicht gewöhnt, und daß der Herr Vater grade heut' so mit mir umgeht, das thut mir recht weh." Sie schluchzte. Dabei barg die Heuchlerin, deren Augen nicht eine Thräne rekte, das Gesicht in die Hände; ihr Körper erzitterte krampfhaft.

Sobald der Hofbauer dies sah und hörte, war er schon völlig besiegt und flüchte jetzt in seinem Inneren bereits über Anton, den unschuldigen Urheber aller dieser Verwickelungen. Seine Christl weinen zu sehen und dann noch widerstehen, das ging über seine Kraft. Was lag ihm, dem reichen Hofbauer, am Ende an allen Bewohnern des Ortes, wenn sein Kind einen Widerwillen gegen ihren Bräutigam hatte! "So mach' in Gottes Namen, was Du willst!" entschied er indem er die Tochter in die Arme schloß. "Zwingen will ich Dich ja nicht, daß weißt Du, und magst Du den Anton nicht, so laß ihn meinetwegen laufen!"

Die Trompeten draußen schmetterten, die Kinder jubelten, die Menge jauchzte und verlangte die Braut zu sehen; denn der geschmückte Hochzeitswagen hatte vor dem festlich dekorirten Thor halt gemacht. Hoch oben auf dem Wagen jubelt, jauchzt und lacht ein tolles Völklein; die Brautführer und die Brautjungfern, die sich, wie es die Sitte will, zuerst vor dem Hause des Bräutigams versammelt, dort einen Trunk zu sich genommen haben und nun gekommen sind, um die Braut abzuholen.

In der großen Stube des Erdgeschosses hatten sich bald nach dem Eintreffen des Brautwagens die eingeladenen Verwandten und Bekannten versammelt, um der Braut beim Verlassen des väterlichen Hauses das Geleit zu geben; sie alle warteten auf ein freundliches Willkommen durch den Hochzeitgeber und die Braut, auf welche sie neugierig waren.

Aber niemand ließ sich sehen. Wo blieben sie denn?

Die Gäste sahen einander erstaunt an und schüttelten die Köpfe. Die Brautführer, das blühende Blumenkränzlein um den Arm gewunden, drehten den breitrandigen Hut zwischen den Fingern. Draußen standen und saßen die Mädchen in einer lieblichen Gruppe auf dem geschmückten Wagen und lugten neugierig durch die blankgeputzten Stubenfenster hinein; sie alle konnten aus der Sache nicht klug werden.

Endlich, nachdem sie schon nahezu die

Geduld verloren hatten, erschien oben auf der hölzernen Treppe, die von dem geräumigen Hausflur aus in das oberste Stockwerk führte, der Hofbauer. Er, der sonst im Vollgefühl seiner Bedeutung so gepreßt zu thun gewohnt war, trug schon während des langsamen Herabschreitens das Käppchen in der Hand.

In dieser Stunde hätte sich Valentin Korn wahrhaftig lieber bei lebendigem Leib in die Erde vergraben lassen, als daß er mit einer solchen Botschaft den versammelten Ruhmen, Nachbarn und Gevattern entgegengetreten wäre — und doch mußte es sein.

"Wo ist Jungfer Christl?" riefen wohl mehr als ein Duzend Stimmen wie aus einem Munde.

"Lieben Freunde und Nachbarn!" hob Valentin endlich, tief Athem holend, an.

"Laßt's gut sein, Hofbauer!" unterbrach ihn ein alter Bauer mit gewaltigem Schmeichele. "Laßt's gut sein, Valentin! Ihr seid so gewaltig gerührt und völlig außer Euch gerathen. Wir lassen Euch die Ned'; schaut nur lieber zu, daß die Sach' vorwärts geht; denn das junge Volk wird ungeduldig und der Herr Pfarrer ist auch bereits in der Sakristei. Laßt den alten ehrwürdigen Herrn nicht zu lange warten!"

Dem Hofbauer ring es in den Ohren zu sausen; sein Gesicht wurde immer röther und röther, und es war ihm zu Muth, als wenn ihn der Schlag rühren sollte. Dieser Zustand fürchterlicher Aufregung war nicht lange auszuhalten, darum pläzte er ohne alle weitere Vorbereitung auf einmal mit den Worten aus: "Verzeih' mir's Gott: Ich kann nit helfen — aber aus der Hochzeit wird nichts!"

"Was? — Ist es aufgeschoben? — Ist die Braut krank?" scholl es bunt durcheinander.

"Nicht aufgeschoben — es wird halt garnichts d'raus!" erwiderte Valentin, sich aufraffend, mit rauher Stimme.

Einer der Nachbarn faßte den Bauern an die Schultern und schüttelte ihn nicht eben freundschaftlich. "Mensch, bist Du ein Narr? Was plapperst denn da für ein Unsinn? Komm doch zu Dir! Nichts d'raus soll's aus der Hochzeit werden? Geh' doch! Das ist ein schlechter Spaß, und obendrein zu unrechter Zeit. Das wär' ja, mein Seel', noch nicht dagewesen, seit von unserm Dorf ein Stein auf dem andern steht. Die Brautleut' sind aufgehoben vor Gott und der Welt; uns alle, wie wir da sind, habt ihr eingeladen, und da stellst Dich her und sagst uns grad ins Gesicht hinein: "aus der Hochzeit wird nichts!"

"s ist so, wie ich Euch gesagt," murmelte der Hofbauer und traute sich nicht, dabei den Leuten in die Augen zu schauen.

"Ja, das ist uns nit genug," entgegnete der Bauer. "Warum wird nichts d'raus?"

"s Wäbel will nit!" antwortete Valentin kurz.

"So—o?" rief der Kreuzwirth gebeknt

und brängte sich zum Hofbauer vor. „'s Mädel will nit?! Hät' mir's übrigens denken können, daß die Jungfer Christl wieder ein' aparte Kapriz haben und die Sach' nit so glatt ablaufen wird. Sie war immer ein schnippisches Ding ohne Treu' und Glauben; sie hat sich kein Gewissen d'raus gemacht, die Augen nach dem Burschenvolk auszuschießen, weit mehr als sich's für eine züchtige Jungfrau ziemt — und dann —“

„Schweig, und beschimpf' mir mein Mädel nicht!“ schrie der Hofbauer.

„I reb', wie ich muß!“ erwiderte der andere, durch die Beistimmung der Anwesenden unterstützt. „Schweig' lieber Du selbst, Valentin! Bist Du ein schlechter Vater, daß Du so etwas dulden magst bei Deinem einzigen Kind! Das schlägt aller Stitt' und Ehr' ins Gesicht. Den Anton hat mancher gewarnt, der Ursach' gehabt hat, von der Jungfer Christl nit gar extra zu denken — Alois zu allererst. Aber daß so etwas nach dem Aufgebot vorkommen könnte, das hätte sich keiner träumen lassen, — das ist zu arg — 's ist nicht dagewesen seit Menschengedenken! Gratulir' Dir zu Deiner Tochter, Freund Valentin — hast Dir eine rechte Freud' an dem Dirndl' raufgepöppelt.“

Die Weibern und Mähmen, Nachbarn und Nachbarinnen, die mit in der Stube waren, ließen die Zungen auch nicht ruhen; das anfängliche Gemurmel des Unwillens wurde bald zu Geschrei und lauten Vorwürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Krankenpflege im Hospital.

Von Oskar Kresse.

(Nachdruck verboten.)

Der Materialismus mit seiner Gemüthlosigkeit, dieser Fluch unseres Zeitalters hat sich überall breit gemacht. Alles wird fabrikmäßig betrieben, auch die Krankenpflege, und es ist gar keine Frage, daß die schöne, edle Absicht, die mit unsern Krankenhäusern erstrebt wird, vielfach durch einen jeder Humanität baren Betrieb derselben vereitelt wird.

Es handelt sich in diesen Zeilen natürlich nur um arme Krankenhaus-Patienten, um solche, die ihrer Mittellosigkeit wegen nichts oder nur einen geringen Theil der durch sie verursachten Unkosten bestreiten können. Das Loos derselben ist ein trauriges, und es kann nichts schaden, wenn der Nimbus der menschlichen Großmuth und Barmherzigkeit, der über die großen Institute, genannt Krankenhäuser, in den Augen der Gebildeten verbreitet ist, zerstört und das wahre Bild ans Licht gezogen wird. Wir wollen nicht darüber streiten, ob die Krankenhäuser mehr ein Ausfluß unserer humanitären Zeit, ein Produkt des Mitleids des Menschen mit seinem Nebenmenschen, als vielmehr eine polizeiliche und volksgesundheitliche Nothwendigkeit sind. Ein Grund, Hospitäler zu unterhalten, ist z. B. für jede Universitätsstadt gegeben, denn die Krankenhäuser sind hier die Unterrichtsstätten der Medizin.

In den besser situirten Kreisen, die selten und dann nur gegen volle Bezahlung ein Hospital benutzen, stehen die Krankenhäuser wegen ihrer lobenswerthen Ordnung und Sauberkeit in hohem Ansehen. Man hält sie für große Volksbeglückungsanstalten.

Anderes ist die Ansicht der ärmeren Bevölkerungsschicht. Die Krankenhäuser gelten unter ihnen als eine Art Vorzimmer zum Himmel. Man sagt, wer einmal hineingekommen ist, kommt nicht wieder heraus, es sei denn als Leiche. Natürlicher Weise gehen diese Aeußerungen viel zu weit, denn schon mancher hat dem Krankenhaus sein Leben zu verdanken. Wir wollen hier nur konstatieren, daß eine gewisse Furcht vor den Krankenhäusern unter den breiteren Volksschichten vorhanden ist, und daß diese so weit geht, jedem das Leben abzuspochen, der hineingeschafft wird.

Nun ist es allerdings richtig, daß die Kranken häufig erst dann in ein Hospital gebracht werden, wenn die Krankheitsgefahr groß geworden ist.

„Nur nicht ins Krankenhaus!“ flehte ein Mädchen von zwanzig Jahren, das an Schwindsucht litt. Aber es blieb ihm kein anderer Ausweg; Angehörige, welche für dasselbe sorgen konnten, waren nicht vorhanden, das Arbeiten war ihm nicht mehr möglich, die Nähmaschine stand schon lange still und gehörte bereits der Wirthin für rückständige Miethe und Verpflegung. Es ließ sich also nicht ändern, und bald befand sich das Mädchen in der weiblichen Schwindsuchtsbarake des großen Krankenhauses zu K.

Schon der Empfang war ein sehr unangenehmer gewesen. Die Wärter hatten sie nicht gerade sanft, etwa wie einen Gegenstand, von dessen Sorte man fortwährend viel in die Hände bekommt, aus der Droschke gehoben und in das Anmeldezimmer gebracht. Nach einem langen, ziemlich peinlichen Verhör fand sie Aufnahme, und da ihr Leiden für jeden erkennbar war, wurde sie ohne weitere Untersuchung der „Abtheilung für chronische Lungenkrankte“ zugewiesen.

Nachdem das Mädchen mit der Normaltracht des Hospitalbesuchers versehen war, wurde ihr ein Bett zugewiesen. Dasselbe befand sich zufällig in der Mitte des Saales, in welchem gegen vierzig Betten standen, von denen etwa die Hälfte mit Lungenkranken belegt war. Jedes Alter, jedes Stadium der Tuberkulose war vertreten, und das Geräusch des fast beständigen Hustens von zwei oder mehr Personen zugleich konnte einen Gesunden nervös machen; wie sehr mußte es erst den Kranken zur Last sein.

Schon bei dem ersten Besuche sprach das junge Mädchen den lebhaften und sehnlichen Wunsch aus, aus diesem Hause wieder herauszukommen, sie wollte lieber draußen sterben. „Frühmorgens Schlag fünf Uhr“, erzählte sie, „müssen wir aufstehen. Dieser Zwang ist gräßlich, besonders wenn man stets so im Schweife liegt, wie alle diese Kranken hier. Dann wird möglichst gebadet oder sich doch gewaschen, das Bett gemacht und sich wieder

hineingelegt. Um 6 Uhr kommt bereits der Arzt, deshalb kommandiert die erste Wärterin kurz vorher: „Die Thermometer nehmen!“ Alles beeilt sich, dem Befehle nachzukommen, denn jede Kranke fürchtet den Zorn dieser Dame welche hier unbedingt eher Gefangenaufseherin als Krankenschwesterin ist. Wehe der Patientin, die ihr die geringste überflüssige Mühe verursacht! derselben wird sofort gedroht, daß sie hinausgeworfen wird, oder doch, daß sie es dem Arzte sagen will. Dieser erscheint pünktlich um 6 Uhr, verschreibt in Eile einer Kranken, welche gerade etwas heftig hustet, etwas Morphinum, einer anderen, welche recht elend aussieht, ein wenig Wein, und in kürzester Frist ist die ganze Baracke mit allen vierzig Kranken erledigt. Nur sogenannte interessante Fälle erregen einigermaßen die Aufmerksamkeit des Arztes oder des Professors und seiner Studenten. Solche Patienten werden gewöhnlich sehr sorgfältig behandelt, genesen auch deswegen mitunter wieder, müssen aber auch ein fortwährendes „Vorstellen“ vor immer neuen Studenten erdulden.

Ob wir übrigen Kranken aber leben oder sterben, ist den abgestumpften Personen hier vollständig gleichgültig; irgend welchen Mitleids eines kleinen Liebesdienstes oder nur eines freundlichen Blickes wird keiner gewürdigt.“

Nach etwa drei Wochen war die Krankheit bei dem jungen Mädchen so weit vorgeschritten, daß sie nicht mehr aufzustehen vermochte.

„Wenn ich nicht aus diesem Hause herausgebracht werde“, klagte sie, „schleppe ich mich hinaus, auf Händen und Füßen, um in irgend einem Straßengraben zu sterben. Geschieht es, daß ich meine Jacke oder die Bettdecke beschmutze, in Folge meiner Schwäche und der Unmöglichkeit, das für den Auswurf bestimmte Glas beim Husten ruhig zu halten, so werden mir nicht nur vor allen Kranken hier von der Wärterin die heftigsten Vorwürfe gemacht, sondern man wirft mich auch nach dem Bettmachen aus Raube mit solcher Gewalt wieder hinein, daß ich schon ohnmächtig dadurch geworden bin. Hierzu trägt bei, daß die Wärterinnen einen Haß auf diejenigen Kranken haben, welchen es wegen ihrer Schwäche nicht mehr möglich ist, sich selbst das Bett zu machen und überhaupt sich zu besorgen. Als Grund für diese ihnen verursachte Mehrarbeit nehmen die Wärterinnen nämlich stets Faulheit oder gar Böswilligkeit der Patientinnen gegen sie an und handeln danach.“

Mit unglaublicher Gefühllosigkeit oder besser Rohheit werden die Sterbenden und Todten behandelt. Obschon man ohne Frage das Ende gerade von Lungenkranken schon einige Zeit vorausagen kann, wird doch niemals ein Geistlicher, oder ein Avertandter, ja kaum der Arzt herbeigerufen. Hat die Person nach vielleicht langem Tobekampfe ausgeathmet, wobei ihr als einziger Vergünstigung ein Neß gegen die im Sommer außerordentlich lästigen Fliegen und hin und wieder eine flüchtige Aufmerksamkeit seitens der Wärterin zu

Theil wird, so kommen alsbald mehrere Männer, die den Leichnam sofort weg-schaffen. Dieselben zeigen nicht die geringste Ehrfurcht vor dem Tode und ver-fahren häufig mit einer nicht wiederzu-gebenden Rücksichtslosigkeit bei ihrem trau-rigen Amt. Der Anblick solcher Dinge regt die übrigen Kranken stets gewaltig auf, weil ihnen ja zumeist ganz das gleiche Schicksal bevorsteht.

Nacht Tage danach war das junge Mädchen gestorben. Auf die Frage an die Wärterin, wie das Ende gewesen sei, erzählte diese, sie hätte einen sehr ange-nehmen Tod gehabt. Morgens um fünf Uhr, als sie zufällig am Bett vorüberge-gangen sei, hätte die Kranke gesagt: „Ach, meine Füße sind so kalt, bitte, decken Sie dieselben doch zu!“ Darauf hätte sie, die Wärterin, mit Lachen erwidert: „Ich werde Ihnen gleich eins drauf geben, dann werden Sie schon warm werden.“ Ueber diesen Scherz habe die Patientin noch ge-lacht, und als die Wärterin eine halbe Stunde später hätte das Bett machen wollen, sei sie schon verschieden gewesen.

Diese unglaubliche, aber wahre Ge-schichte illustriert in schrecklicher Weise die Zustände in vielen Krankenhäusern. Es herrscht in denselben ein roher Materialis-mus, welcher besonders in den Kreisen der Wärter und Wärterinnen in schredener-regender Weise um sich gegriffen hat. Die Kranken werden von diesen nicht als leidende Menschen, sondern als Sachen, als Gefangene, als Gegenstände, die ihnen Arbeit und mitunter sehr unangenehme Arbeit machen, behandelt. Die Patienten sind für diese Leute zumeist nicht deswegen im Hospital, damit sie daselbst durch ordnungsgemäße und gebiegene Pflege wieder gesund oder doch noch möglichst lange am Leben erhalten werden, sondern daß sie bald sterben, damit man endlich der Arbeit mit ihnen überhoben ist. Zwar kommt an Stelle des Verstorbenen bald wieder ein neuer, aber dieser ist dann doch noch so gesund und kräftig, daß er sich selbst bedienen kann.

Das Unglück liegt darin, daß das Wärteramt nicht solchen Menschen über-tragen wurde, die dazu in längerer humanitärer Erziehung vorbereitet worden sind, sondern jedem, der gesund ist. Der Mann oder das Mädchen nimmt die Krankenpflege wie eine Arbeit an, weil solche in irgend einer Fabrik nicht zu finden war oder weil man dort nicht ein

so bequemes Leben führen kann, wie als „Unteroffizier“ einer Baracke im Hospital.

Gemeinnütziges.

Unrechten Rattun zu waschen. Man weicht den schmutzigen Rattun oder das davon gemachte Kleid eine Nacht in Salzwasser ein, wäscht es sodann in lauwarmem Seifenwasser, ohne es stark zu reiben oder gar Seife darauf zu bringen und legt es nun noch eine Nacht in Essig. Ohne daß es stark ausgerungen wird, hängt man es an einem Orte auf, an dem die Sonne und die Zugluft nicht zu stark darauf wirken können. Ein ebenso gutes Verfahren ist auch das Waschen mit grobem Roggenmehl. Es wird dasselbe gekocht, etwas kaltes Wasser hinzugegossen und das schmutzige Zeug (Rattun, Wolle oder Seide) darin gewaschen, dann tüchtig in kaltem Brunnenwasser ausgewaschen und zum Trocknen aufgehängt. Das angefezte Mehl wird abgebürstet und das gewaschene Zeug nicht gerollt, sondern eingesprengt und geplättet.

Heilkraft des Eiweißes. Für Schnitt-wunden giebt es kein schneller heilendes Mittel, als einen Ueberzug von rothem Eiweiß. Das schnell trocknende Eiweiß bildet eine Haut, durch welche die Einwirkung der Luft abgeschlossen und die Heilung der Wunde beschleunigt wird. Ferner ist das Eiweiß ein sehr wirksames Mittel gegen Dysenterie (heftige Darmentzündung, Ruhr) mit oder ohne Zucker zusammenschlagen und dann eingenommen, wirkt das Eiweiß einhüllend und die Entzündung des Magens und der Ein-geweide besänftigend. Zwei oder höchstens drei Eier genügen an einem Tage bei gewöhnlichen Anfällen. Bemerkenswerth ist, daß das Eiweiß in diesem Falle nicht nur als Arzneimittel dient, sondern auch als leichte Nahrung, wie sie für den Patienten in solchen Fällen am passendsten sind.

Das Abschäumen der Fleischsuppe. Der Schaum, welcher auf der Fleischsuppe entsteht, wenn dieselbe in's Kochen kommt, wird meistens von den Hausfrauen für Schmutz angesehen und abgeschöpft. Dieses ist jedoch ganz verkehrt, denn es handelt sich nicht um Schmutz, sondern um werthvolles Eiweiß, welches erst in der Flüssigkeit gelöst war, durch die hohe Temperatur aber nachträglich ausgeschieden wurde. Namentlich wenn das Fleisch mit kaltem Wasser aufgesetzt wird, enthält es, wenn es in's Kochen kommt, viel von solchem gelösten Eiweiß, bildet somit viel Schaum. Der Verlust ist hier ein beträcht-licher. Man rühre den Schaum, wenn er ent-steht, unter die Suppe, und er verschwindet bald. Zwar erhält man bei diesem Verfahren keine so reine, aber eine um so nahrhaftere Suppe.

Humoristisches.

Aus dem „Figaro.“ Frau A., die ihren Knaben sehr streng erzieht, sagte ihm kürzlich: „Siehst Du, Gustav, der Mensch muß hilfsbereit und gut sein; denke daran, daß man viel mehr Freude am Geben wie am Nehmen hat.“ — „Da hast Du Recht, Mama, besonders, wenn Du mir Stockschläge giebst.“ —

Ein tapferer Einjähriger. Hauptmann: „Ja, was ist denn das, Einjähriger? Ich schick sie auf Patrouille, um die Stellung des durch eine Fahne markirten Feindes zu erforschen — und Sie sitzen hier und trinken Bier?“ — Ein-jähriger: „Melde gehorsamst, daß ich den markirten Feind gefunden, ihn vollständig in die Flucht geschlagen habe und jetzt meinen Sieg feiere.“

Oh! Alter Yankee: „Sie wollen meine einzige Tochter heirathen, junger Mann? Welches sind Ihre Aussichten?“ — Junger Yankee: „Ich habe Aussicht auf eine sehr reiche Erbschaft.“ Alter Yankee: „Von wem gedenken Sie zu erben?“ — Junger Yankee: „Von Ihnen.“

Ein freundschaftlicher Rath. Referen-dar: „Würden Sie wohl gestatten, Herr Amts-richter, daß ich Ihre Frau Gemahlin um einen Tanz bitte?“ — Amtsricher: „Thun Sie es lieber nicht!“

Zu spät.

Ich möchte dir zu Füßen knien,
In deine Augen schaun
Und alles, was mein Herz bedrückt
Dir heimlich anvertraun.
Es trug mein opferwill'ger Sinn
Die Trennung schwer genug,
O, was ich dir zu Leid gethan,
Es war Betrug, Betrug!

In meinem Thränenblicke steht
Der Seele ganzes Leid,
Ich hab es treu und gut gemeint
Und opferte uns beid!
Aus meinen Augen wüßtest du
Wie du mir einzig lieb,
Und daß ich einst die Lüge sprach
Zu deinem Glück — vergieb!

Vergieb! Es war nicht eitler Stolz,
Der mir das „Nein“ erzwang;
Es war im menschlich edlen Wahn
Das Herz entfangungsfrank!
Ich sah, am kleinen Herd gebannt,
Matt deines Geistes Flug —
Mein Opfer sollt' der Stern dir sein,
Der dich zur Höhe trug.

Er sollt' es sein — und jagte dich
In öde Ferne hin.
Von dorthier klingt dein müder Gruß:
„Wie ich so elend bin!“ —
O, nimm das wehe Wort zurück
Mit seiner Welt voll Pein,
Ist mein Glück einzig nur dein Glück,
So laß uns glücklich sein!

Räthsel.

Ich mache fest, was lose ist,
Ich hege dich, wenn alt du bist.
In mir erhältst du Unterweisung,
Für Leib und Seele reiche Speisung.
Und führst Du mich mit Künstlerhand,
Bring ich dir Ruhm im ganzen Land.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:
Flügel.

Auskunfts.

Bureau von Gustav Paul, Berlin N.,
Dranienburgerstraße 66 erteilt über
Geschäfts- Familien- u. Privatver-
hältnisse aus jedem Ort gewissenhafte
Auskunfts in diskretester Weise. Forder-
ungen werden kostenlos eingezogen. Bei
Anfragen Retourmarke beifügen.

Das einzige wissenschaftliche
u. erprobte Mittel, welches die
in kürzester Zeit, oft schon nach einigen Stunden beseitigt, weil das darin enthaltene
Chinin die Entzündung der Schleimhäute und damit den Katarrh selbst hebt, sind

Apotheker W. Voss'sche

Katarrhpillen

Zu haben in den Apotheken & Schachtel 1 Mk.

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich

Inserate 15 Pfennig die Zeile.

Süddeutsche Thier-Börse

Verbreitetste Organ für Cellugel.
Fachzeitung Süd-Deutschlands. Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände.

Wirt. Postzeitungsbote Nr. 290. Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichspostzeitungsbote Nr. 614. 5